

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 20

Artikel: Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]
Autor: Poltzer, Andreas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637377>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sicher manche seiner Geschichten ausgedacht hat. Da ist auch die Gartenlaube, in der er schrieb, wo er mit seinen Kollegen und Pfarrkindern ein Plauderstündchen hielt.

Im ersten Stockwerk ist das große Eckzimmer, in welchem der Pfarrerdichter am 22. Oktober 1854 den letzten Atemzug tat. Daneben das kleine Zimmer, in welchem der Schreibtisch stand, an dem Bizius Sommer und Winter schon früh morgens schrieb. Wir wissen sogar, wo der Schreibtisch seinen Platz hatte: in der Ecke, neben dem einzigen Fenster an der südlichen Schmalseite.

Interessant ist es, einen Blick in die Kirchenbücher aus Gotthelfs Zeit zu werfen. Mit klarer, zierlicher, sauberer Schrift machte der Dichter seine pfarramtlichen Eintragungen.

Es ist hier nicht der Ort, auf Gotthelfs Lebenslauf einzutreten. Wir erwähnen nur, daß er um Neujahr 1831 zu dem bejahrten Pfarrer Fasnacht nach Lüzelsflüh kam. Als Pfarrer Fasnacht starb, bewarb er sich um dessen Stelle. Er schrieb in seinem Anmeldeanschreiben: „Albert Bizius bittet Hochdieselben um Berücksichtigung bey der Wiederbesetzung der nach freyer Wahl zu vergebenden Pfarrei Lüzelsflüh. Candidat seit dem 19. Juny 1820, nachdem er acht Jahre in Bern studiert hatte, hat derselbe während 12 Jahren, mit Ausnahme eines zur Vollendung seiner Studien in Göttingen zugebrachten Jahres, der Kirche ununterbrochen als Vicar gedient . . .“ Aus der Abfassung klingt eine gewisse Ungehaltenheit, daß man ihn 12 Jahre als Vikar amten ließ. Am 9. März 1832 traf die 17-köpfige Regierung die Wahl zugunsten von Bizius. Wenige Wochen später wurden 1700 Livres für den Umbau des Pfarrhauses bewilligt. Denn Bizius stand im Begriff, in Henriette Zeender, eine Großtochter des verstorbenen Pfarrers, heimzuführen. Man hört wenig von Gotthelfs Gattin. Sie war ihm aber ein treuer Arbeitskamerad. Ihr las er am Nachmittag jeweilen vor, was er am Morgen schrieb. Er ließ sie Einwände machen. Sie besorgte die erste Korrektur der Druckbogen.

Dorfwärts, auf der oberen Straßenseite, steht seit 1889 das Gotthelfdenkmal, durch Lüzelsflüh, mit Unterstützung von Ugenstorf und Herzogenbuchsee und der Berner Regierung, erstellt. In einem mehrere Meter hohen Stein ruht das Bronzemedailion des Dichters. Auf der weiteren Wanderung kommen wir am „Nehfen“ vorbei, der auch in Gotthelfs Interessentkreis hineinspielte. In Waldhaus aber hat es jene großen Bauernhöfe, von denen Gotthelf schrieb: „Es war ein großes Bauernwesen, das mich umging, wie man keines außer der Schweiz und außer dem Kanton Bern selten sieht, ein Bauernwesen, in dem es nobler und reicher zuringt als auf manchem Edelsitz“ („Bauernspiegel“). In „Geld und Geist“ ist die Familie Kipfer im Waldhaus geschildert. Die Beschreibung des Bauernhauses paßt heute noch ganz ausgezeichnet. Im Weiler Flühlen ist der die übrigen Höfe überragende Gngar-Wäldi-Hof, der Gotthelf als Vorbild für die „Glunge“ im „Uli“ diente. Sicher werden alle, die die Gegend von Lüzelsflüh mit offenen Augen durchwandern, ein vermehrtes Verständnis für die Schriften des Dichters mit nach Hause nehmen.

—9—

*

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer
Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Der Gang war gegen alle Gewohnheit unbeleuchtet. In meiner Kabine brannte nur die Schreibtischlampe. Ihr gedämpftes Licht zeichnete einen hellen schrägen Streifen auf dem rostbraunen Läufer des Ganges, der übrige Teil war in Dunkelheit gehüllt. Trotzdem glaubte ich, die fliehende Gestalt zu erkennen. Es war Kobra, der Neger.

Was hatte aber der schwarze Diener von Lawrence bei meiner Kabine zu suchen? . . . Ich verschwieg Milica meine Entdeckung und bat sie nur, jetzt zu gehen.

Wortlos erhob sie sich. Ich wollte sie umarmen, doch sie wehrte sanft ab. Als sie meinen betroffenen Blick gewahrte, flüsterte sie rasch: „Liebling!“ Dann war sie verschwunden.

13. Kapitel.

Nun, da ich allein war, ließ ich mir alles nochmals durch den Kopf gehen.

Die Hoffnung, die von Williams versteckten Juwelen zu finden, schien mir mit einem Male bedeutend geringer gewor-

den. Durfte man denn so ohne weiteres annehmen, daß ein geriebener Kerl, wie es Williams zweifellos gewesen war, kein besseres Versteck für die Millionenbeute fand, als sie irgend-einem Bekannten zur Aufbewahrung zu übergeben . . . ? Vielleicht hatte er dies Mrs. Negri nur erzählt, um ihren Fragen über den Verbleib des Schazes zuvorzukommen.

Meine Skepsis ärgerte mich, gerade weil sie nicht ganz unberechtigt war.

Um wieviel einfacher schien alles, wenn man an den ollen ehrlichen Kapitän glaubte, der pfeifenrauchend vor seinem kleinen Haus, mit der Aussicht auf die Bucht von Monaco, saß, und nur darauf wartete, daß ein gewisser Eberhard Weindal bei ihm erscheinen und mit einem freundlichen Dank einen kleinen, unscheinbaren und wohlverschlossenen Ledertoffer in Empfang nehmen würde . . .

Warum fehlte mir bloß der Glaube . . . ?

Ich verwarf die unnütze Frage. Nach einem Blick auf die Uhr beschloß ich schlafen zu gehen.

Das Leben ist sonderbar. Man ist im Begriffe, sich ins Bett zu legen, fest überzeugt, der Tag sei nun abgeschlossen, nichts könne mehr geschehen bis zum nächsten Morgen, da man gut oder schlecht gelaunt wieder erwachen wird — und bereits die nächsten Minuten bringen die umstürzendsten Ereignisse.

An die Kabinentüre wurde laut geklopft — zum zweiten Male an diesem Abend.

Einen Augenblick dachte ich, Milica stünde vor der Tür. Vielleicht war sie zurückgekehrt, um mir den verweigerten Abschiedskuß zu geben. Das Klopfen wiederholte sich, laut und ungeduldig. Nein, dies konnte Milica nicht sein. In mir war plötzlich ein Gefühl, das ich kannte.

Das Gefühl, das immer Katastrophen vorangeht.

Ehe ich noch die Tür erreichte, wurde sie geöffnet. Die massige Gestalt von J. B. Lawrence schien ihren Rahmen völlig auszufüllen. Ohne meine Aufforderung abzuwarten, trat der Millionär ein. Er schloß die Tür und sagte: „Ich muß Sie sprechen!“

Es waren fast die gleichen Worte, mit denen vor kaum einer Stunde Milica meine Kabine betrat. Lawrence wankte nicht, und seine Stimme klang fast ruhig. Trotzdem wußte ich, daß er betrunken war. Er hatte jenes Stadium der Trunkenheit erreicht, in dem die äußeren Anzeichen des Rausches verschwinden.

Mein einziger Gedanke war: nur die Ruhe bewahren! Es bestand für mich kein Zweifel, daß Lawrence von dem Besuch Milicas in meiner Kabine wußte. In seinem augenblicklichen Zustande und von Eifersucht gequält, mußte ihm seine Phantasie über unser Beisammensein Bilder vorgaukeln, die auch einen besonneren Mann zum Rasen gebracht hätten.

Wir standen uns stumm gegenüber. Jeder erwartete, daß der andere das tödliche Gesecht eröffne.

Lawrences Nerven waren die schwächeren.

„Einer von uns ist hier zuviel!“ fauchte er.

Ich schwieg noch immer.

Lawrence griff plötzlich in die Tasche, im nächsten Augenblick sah ich eine Pistole in seiner Hand.

Zum Teufel, wollte mich der Kerl über'n Haufen schießen? In seiner Stocktrunkenheit war es ihm zuzutrauen.

Zum Glück war der Abstand zwischen uns nur gering. Ich konnte ihn packen, ohne daß ich mich vom Fleck zu rühren brauchte. Obschon mein rechter Arm mir nicht viel nützen konnte, griff ich blitzschnell zu.

Lawrence entfuhr ein kurzer Schmerzenslaut, und er ließ die Pistole fallen. Es war dieselbe, mit der er am Vormittag auf die Vögel geschossen hatte. Sie entlud sich jetzt. Der Knall in dem geschlossenen Raum war sehr stark.

Mein Fuß ruhte auf der Waffe; ich war bereit, Lawrence mit einem wohlgezielten Hieb niederzuschlagen. Doch er machte keine Anstalten, sich der Pistole zu bemächtigen. Vielleicht täuschte ich mich, als ich annahm, er wollte auf mich, den Wehrlosen, schießen. Denn obschon wohl aus seinen Augen tödlicher

Haß sprühte, entging mir nicht ein kurzes verächtliches Zucken um seinen Mund.

„Haben Sie nicht verstanden, daß einer von uns überflüssig ist!“ stieß er heiser hervor.

Ehe ich noch etwas zu erwidern vermochte, drangen erregte Stimmen an mein Ohr.

Gleich danach erscholl ein schüchternes Klopfen. Es unterlag keinem Zweifel, der Schuß war auf dem Schiff vernommen worden und jetzt standen erschrockene und neugierige Menschen vor meiner Tür.

Ich sah schnell zu Lawrence, doch der Millionär schien in seinem augenblicklichen Zustand für das Peinliche der Szene kein Verständnis zu haben.

Ohne die Tür zu öffnen, rief ich: „Was ist geschehen? Brennt das Schiff oder meutert die Mannschaft . . .?“ Meine Stimme sollte leicht und lustig klingen.

„Entschuldigen Sie, Mr. Weindal, aber man will einen Schuß aus Ihrer Kabine vernommen haben . . .“, hörte ich die Stimme des irischen Kapitäns.

Ich überlegte, ob ich die Tür öffnen und den Leuten mit wenigen Worten erklären sollte, daß sich der Schuß versehentlich gelöst hatte. Doch als ich Lawrence mit geballten Fäusten und stierem Blick dastehen sah, unterließ ich es. Ich lachte gezwungen: „Ein Schuß in meiner Kabine? Die Leute müssen geträumt haben.“

Einen Augenblick herrschte draußen Stille, dann erklang wieder die Stimme des Kapitäns: „Na, dann entschuldigen Sie die Störung, Mr. Weindal . . .“

In diesem Moment hatte ich das unerklärliche Verlangen, die Tür zu öffnen, um den Leuten draußen Einblick in die Kabine zu gewähren. Hätte ich bloß dieser inneren Stimme gehorcht! Aber nein, ich ließ die Leute abziehen.

Lawrence war dem ganzen Vorgang unbeteiligt gefolgt. Reglos stand er noch immer auf demselben Fleck. Was sollte ich bloß mit dem Mann anfangen?!

Jetzt schien der Millionär aus seiner Starre zu erwachen.

„Einer von uns ist überflüssig“, wiederholte er stur.

Ich war derselben Ansicht.

Ich sagte: „Sie haben recht, einer von uns ist überflüssig — zumindest hier in diesem Raum!“

Er verstand mich nicht, oder er wollte mich nicht verstehen. Er war von seiner fixen Idee besessen.

Wie ein Grammophon, das immer dieselbe Platte leiert, wiederholte er auch jetzt: „Sie oder ich . . . einer ist überflüssig!“

Ich gähnte.

Nicht ganz ehrlich, aber der Mann fiel mir wirklich auf die Nerven. Ich sah plötzlich in seiner Hand zwei kleine Schachfiguren. Einen weißen und einen schwarzen Bauern.

Lawrence war in seiner Besessenheit tatsächlich auf die verrückte Idee eines sogenannten amerikanischen Duells verfallen. Er hielt jetzt seine beiden Hände hinter dem Rücken versteckt.

„Wählen Sie!“ rief er im befehlenden Tone. „Wer den schwarzen Bauern zieht, muß verschwinden!“ Mit dem Kopf wies er auf die noch immer am Boden liegende Pistole.

Ich schwieg.

„Nun, warum wählen Sie nicht?! Linke oder rechte Hand?“ rief Lawrence ungeduldig.

„Weder die linke noch die rechte. Ich denke nicht daran, auf Ihr sinnloses Vorhaben einzugehen . . .“

„Feigling!“

„Lawrence, Sie sind betrunken! Ich bin bereit, morgen, wenn Sie nüchtern sind, mich mit Ihnen zu schießen!“

„Das könnte dem Herrn Meisterschützen passen!“ höhnte der Millionär.

„Einen Augenblick, Herr! Sie ließen mich nicht zu Ende sprechen. Hören Sie die Bedingungen unseres Zweikampfes: Jeder von uns hält den Zipfel eines Taschentuches in der einen Hand, mit der anderen schießen wir gleichzeitig. Sollten Sie sich bei dieser Distanz noch im Nachteil fühlen, dann können wir meinetwegen ein Damentaschentuch nehmen.“

Die Idee war natürlich absurd. Ebenso gut hätten wir jetzt bei finsterner Nacht über Bord springen können. Sonderbarerweise nahm Lawrence meinen Vorschlag ernst.

„Schön, also dann morgen!“ brummte er und torkelte großlos hinaus.

Es waren die letzten Worte, die ich aus seinem Munde hören sollte.

Jetzt, da ich allein war, bemächtigte sich meiner ein banges, unklares Gefühl. Nicht, als ob ich die Drohungen des Millionärs fürchtete. Aber mein Unterbewußtsein witterte ein kommendes Unheil.

Ich verscheuchte gewaltsam die düsteren Gedanken; ich versuchte, mir einzureden, meine augenblickliche Stimmung sei nur die natürliche Folge der letzten aufregenden Stunden.

Obwohl ich befürchtete, wach zu bleiben, schlief ich sehr rasch ein. Ich hatte einen tiefen und traumlosen Schlaf. Als mich ein lautes Pochen weckte, schien es mir, als hätte ich viele Stunden geschlafen. Dann hörte ich die Schiffsglocke: Es war ein Uhr nach Mitternacht.

„Ja“, rief ich, und drückte auf den Lichtknopf.

Der alte Steward trat ein.

Mit leiser, etwas knarrender Stimme sagte er: „Bitte die Störung zu entschuldigen. Der Kapitän wünscht Sie dringend zu sprechen, Herr!“

Und ehe ich noch etwas fragen konnte, fügte der Steward hinzu: „Mr. Lawrence ist soeben erschossen worden.“

14. Kapitel.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, welche Wirkung die furchtbaren Worte auf mich hatten.

War ich mehr verblüfft als entsetzt, hatte mich die Schreckenskunde nur verwirrt oder auch niedergeschmettert? Der Steward zog sich schnell zurück.

Ich blieb eine Weile wie versteinert im Bett sitzen. Als ich endlich nach dem seidenen Hausmantel griff, den mir Lawrence aus seiner Garderobe zur Verfügung gestellt hatte, fiel mein Blick auf etwas Weißes, das vor dem Schreibtisch lag. Ich sprang aus dem Bett und hob es auf.

Es war ein kleines Taschentuch. Ein gesticktes „M“ in der linken Ecke ließ keinen Zweifel übrig, wem es gehörte. Auch der leise, feine, mir wohlbekannteste Duft, der dem Tüchlein entströmte, verriet seine Besitzerin.

Aber wie kam das Taschentuch in meine Kabine? Ich war bereit, jederzeit den Eid zu leisten, daß es, als ich zu Bett ging, nicht da war. Mein Blick fiel unwillkürlich auf den Schreibtisch, und ich erblaßte.

Die Pistole war verschwunden! Ich hatte sie, als Lawrence gegangen war, vom Boden gehoben und auf den Schreibtisch gelegt. Und jetzt war die Waffe weg . . .

Ich nahm mir gar nicht die Mühe, mich anzukleiden. Ich schlüpfte in den Mantel, der mir viel zu groß war, und eilte in den Salon.

Bei meinem Eintreten wurde es in dem Raum, in dem ein scharer Geruch nach Schnäpsen, nach Zigarettenrauch und nach irgendeinem Medikament herrschte, merkwürdig still. Dieser Arzneigeruch gab mir plötzlich die törichte Hoffnung, Lawrence sei bloß verwundet und lebe noch.

„Lebt er?“ fragte ich erregt.

O'Connor, der Kapitän schüttelte ernst den Kopf. „Herr Lawrence war bereits tot, als man ihn auffand.“

„Selbstmord?“

Ich wußte selbst, wie lächerlich diese Frage war. Der Steward hatte doch ausdrücklich gesagt, daß Lawrence getötet wurde.

Außer dem Kapitän befanden sich der Erste Offizier, der Schiffsingenieur und Mrs. Wilson, die gleichzeitig Stewardess und Milicas Zofe war, im Salon.

Der Kapitän wandte sich jetzt an die starkknöchige, nicht mehr junge Frau.

Fortsetzung folgt.